

Zukunft lernen – oder: Vom Beten zum Lernen

Wer heute eine der bewundernswertesten Kathedralen der westlichen Kultur besucht, den Wiener Stephansdom, stolpert (nicht nur im übertragenen Sinn) über einen Hinweis an einem der Seitenschiffe: „Nur für Beter, bitte“. Man fragt sich: Für wen ist eigentlich dieser große sakrale Raum bestimmt, wenn dort die Beter zu einer in die Ecke gedrängten Minderheit geworden sind? Für eine Antwort muß man sich nur umschauen: Es sind die vielen Lernenden, die, bevorzugt in Gruppen mit und ohne Reiseführer, den Kirchenraum füllen. Sie schauen, lassen sich etwas erklären und verlassen den Dom mit dem Gefühl, eines kulturellen Lernereignisses teilhaftig geworden zu sein. Lernen statt Beten, das ist der Kirchen Lauf und der der Welten auch.

„Wer aufhört zu lernen, hört auf zu leben“, behauptet die Münchener Volkshochschule und plakatiert dies großformatig in der gesamten Stadt. Die Aufforderungen zum unentwegten Lernen bedrängen uns inzwischen täglich. Die Politiker, die Manager in den Betrieben und jene von Spitzenverbänden, sie alle beschwören die „Ressource Geist“. „Wissen“, so ihre Behauptung, „ist der wichtigste Rohstoff der Zukunft“. „Unternehmen, die weiter Erfolg haben wollen, sollten alles tun, um sich diesen Rohstoff zu erschließen“, so John Naisbitt, der Zukunftsguru der amerikanischen Managementszene.

Der Weg führt uns in eine „Wissensgesellschaft“, und Lernen soll der vielfach nutzbringende Schlüssel für diese sein. Wir sind unterwegs auf dem „Qualification-Highway“ und transportieren dort den „Rohstoff Geist“ im zunehmend dichter werdenden „Berufsverkehr“ von einem Stau in den nächsten. Immerwährendes Lernen ist inzwischen allererste Bürgertugend. Ein Entkommen davon scheint unmöglich. Nur mehr der Tod befreit uns davon. Doch meist nur, wenn man vorher eines dieser Seminare besucht hat, in denen man das Sterben lernen kann. Lernen, also nicht nur lebenslang, sondern auch lebenslänglich.

Inzwischen lernen ja nicht mehr nur Individuen. Es lernen Organisationen, Verwaltungen, ja, man glaubt es kaum, es lernen Schulen, und sogar Universitäten spekulieren neuerdings damit. Bald werden wir den lernenden Verkehr, zumindest den auf der Straße, erwarten dürfen. Und jede Tagung, jeder Kongreß, aber auch jeder Messebesuch wird als Lernveranstaltung deklariert. Warum aber dieser Lernaufwand? Und wie ist es eigentlich dazu gekommen?

Fortbildung und Weiterbildung sind Begriffe, die sprachlich bereits ausdrücken, daß es dabei um die Gestaltung der Zukunft geht. Es geht ums „Fort-“ und ums

„Weiterkommen“. Lehren und Lernen setzen also ein Denken voraus, das die Zukunft als aktiv beeinflussbar versteht. „Zukunft“, so wie wir sie heute kennen, gab es aber nicht immer, und man ging früher auch ganz anders mit ihr um.

Als die Zukunft noch sicher war

Bis ins 17./18. Jahrhundert hinein wurde nicht auf eine offene Zukunft hin gelebt und gearbeitet. Die Ereignisse kamen auf die Menschen zu. Man ertrug oder erwartete sie. Das Alte, so die handlungsbestimmende Vorstellung damals, ist besser als das Neue. Zukunft war die Ankunft des Vorherbestimmten. Die Neugier auf das Kommende wurde, so zum Beispiel von Augustinus, zu den Lastern gezählt. Das tödliche Schicksal des Ikarus war bereits in der Antike ein mahnendes Symbol für die unstatthafte Neugier. Die Vormoderne war die Zeit des Wiederholens, der Weitergabe des Erfahrungswissens von Generation zu Generation in mündlicher Form. In einer solchen Gewißheitsgesellschaft mußte nur das gelernt werden, was sicherte, daß alles möglichst so blieb, wie es bereits war. Typisch dafür ist die Formulierung in der Thorner Zunfturkunde von 1523, die den Fortschritt – das Wort gab es damals noch nicht – verbietet:

„Kein Handwerksmann soll etwas Neues entdecken, erfinden oder gebrauchen, sondern jeder soll aus bürgerlicher und brüderlicher Liebe seinem Nächsten folgen und sein Handwerk ohne des Nächsten Schaden treiben.“

Ein weiterer Beleg, der aus dem Jahr 1784 stammt, zeigt, daß auch noch 200 Jahre später – zumindest im Handwerk – das vormoderne, nicht gerade innovationsfördernde Denken und Handeln gängige Praxis war. Die Formulierung stammt aus dem „Handbuch für alle Handwerksmeister, Gesellen und Lehrburschen, zur Beförderung der häuslichen Ordnung“:

„Der Lehrling ist verbunden, alles so zu machen, wie ich ihn anweise, und weder an den Handgriffen noch an der Art und Weise nach seinem eigenen Sinn etwas zu ändern. Auch wenn ein Geselle bey mir in Arbeit stehet, muß es nicht nach diesen in der Art sich richten, sondern nach mir; weil ich sein Herr und Meister bin, der besser als der Geselle wissen muß, was zur Arbeit gehöre.“

Neues zu lernen wurde zu dieser Zeit nicht verlangt und nicht erwartet. Die übliche Antwort auf die neugierige Frage, wie etwas zu tun sei, wurde stets mit „So, wie immer schon“ beantwortet. Und um zu erfahren, was von der Zukunft zu erwarten war, mußte man den Worten der Priester folgen, die sich ihrerseits weitgehend an der Offenbarung des Johannes orientierten: Menschen mit Leidensdruck versprachen sich die Reduktion dieses Leidensdruckes durch Erlösung – nicht durch Beratung und Weiterbildung. Man kommunizierte mit Gott und nicht mit freiberuflichen Beratern.

Der Mensch entdeckt seine Gestaltungskraft

Ein grundlegender Wandel zu einer völlig neuen Weltsicht zeichnete sich mit dem Beginn der Renaissance ab. Der Humanist *Giovanni Pico della Mirandola* betonte erstmalig die Eigenverantwortung des Menschen für die Gestaltung der Welt. Die Verbesserung der menschlichen Gesellschaft, die Vervollkommenung der körperlichen und der geistigen Gaben der Menschen gerieten als etwas Beeinflussbares in das Blickfeld. Neugier wurde alsbald zu einer Tugend und erhielt in den Gründungen von Universitäten ihren angesehenen institutionellen Ort. Mit Hilfe der Wissenschaft, systematischer Ökonomie sowie eines gewachsenen Vertrauens in die individuelle Vernunft wurden Verbesserungen des sozialen Lebens und die Verringerung des Übels in dieser Welt angestrebt. Pointiert ausgedrückt: Neues kann jetzt von Menschen gemacht werden; das heißt: Modernisierung geschieht durch menschliches, nicht durch göttliches Handeln. Die Aufklärung macht die Geschichte zu einem irdischen Projekt. Den Himmel – so *Heinrich Heine* – überläßt man den Spatzen.

Die logische Konsequenz: Man verspricht sich in der Moderne die Vervollkommenung des Menschengeschlechts, ebenso die der gesellschaftlichen Ordnung zuallererst durch Erziehung. Diese findet im 18. und 19. Jahrhundert bevorzugt am Tag des Herrn, also am Sonntag, statt. Die Sonntagsschulen sind ein Zeichen dafür, daß Erziehung zu einer Art Gottesdienst wird und an dessen Stelle tritt.

Einflußreiche Menschen entscheiden in dieser Zeit über die Ziele und den Umfang erzieherischer Aktivitäten, die häufig mit großen Zukunftsentwürfen verbunden werden. Diese Vorstellungen reichen von einer friedlichen Volksgemeinschaft über uhrwerkartig funktionierende soziale Systeme bis hin zur klassenlosen Gesellschaft und zu utopischen Volkswohlfahrtsmodellen. Die Herrschenden behaupteten zu wissen, wo es langzugehen hat.

Erziehung war in der Moderne das entscheidende und beliebteste Mittel, durch das die Erlösung, die jetzt als Fortschrittserwartung daherkam, gefördert werden sollte. Der Mensch löste sich zunehmend von der Natur und von Gott, richtete selbst über Gut und Schlecht und über das Zukünftige. Die Zeit und der Umgang mit ihr wurden von ihrer Ausrichtung aufs Jenseits abgekoppelt und zu einem Gegenstand des Diesseits. Sie sollte zum Dienst an der Vervollkommenung der Menschheit genutzt werden. Damit dies gelingen konnte, wurde unter anderem die Schulpflicht eingeführt. Diese hatte, laut Preußischem Generalschulreglement von 1763, den Zweck, nicht mehr nur Untertanen, sondern „geschickte und bessere Untertanen zu erziehen“.

Damals aber waren die durch Disziplinierung und planvolle Ausrichtung gekennzeichneten Erziehungsmaßnahmen fast ausschließlich auf Kinder und Jugendliche hin ausgerichtet. Von Weiterbildung und gar vom lebenslangen Lernen war noch nichts zu sehen.

Alles fließt: Der Mensch als Treibgut

Im Zeitalter der Individualisierung und der Ablösung des Fruchtbarkeitskultes durch die Mehrwertsteuer vollzog die Lernkultur ihren vorerst letzten Perspektivenwechsel. Heute sind wir nicht mehr von Kaisern, Königen und Bürgermeistern abhängig, eher sind wir es von Softwareherstellern und jenen Menschen, die unsere Webseite programmieren. Aber mehr noch sind wir von uns selbst abhängig. Traditionelle Orientierungspunkte wie die der Religionen, der Utopien oder der weiterklärenden Philosophien sind flüchtig geworden. Wir können nicht länger behaupten, die Wahrheit in unserem Besitz zu haben, und wir können uns nicht mehr auf eine gemeinsame Zukunftsperspektive stützen:

„Wir können nur sicher sein, daß wir nicht sicher sein können, ob irgendetwas von dem, was wir als vergangen erinnern, in der Zukunft so bleiben wird, wie es war“, analysiert scharfsinnig der Soziologe Niklas Luhmann.

Es gibt keinen festen Boden und keine klaren Begrenzungen mehr, nur noch allseitige Bewegung. Der einzelne muß und soll jetzt für seine Zukunft selber sorgen. Es gibt nicht mehr nur einen richtigen Weg in eine befriedigende Zukunft, es gibt mindestens so viele, wie es Individuen gibt. Das macht Hoffnung, eröffnet Chancen, ruiniert aber auch die traditionellen Fundamente unserer Stabilität. Nicht selten verführt es zu Illusionen. So verkünden zum Beispiel die Münchener U-Bahn-Schaffner das postmoderne Credo, wenn sie die am Bahnsteig Stehenden bitten, doch an allen Türen zuzusteigen. Das ist bisher noch niemandem gelungen. Jeder muß sich für eine Tür entscheiden. Die Wahlfreiheit ist – auch in diesem Fall – kleiner, als sie immer wieder proklamiert wird.

Die Gewißheit des Ungewissen versetzen uns alle in den Zustand des Schwebens und des Suchens. Dies erhöht unsere Unruhe, weil wir immerzu von Verlusterfahrungen, von Entscheidungsunsicherheit, Bindungslosigkeit und Computerabstürzen bedroht sind. Wenn sich die soziale und mit ihr die zeitliche Ordnung rascher verändern, dann veralten die Eltern und alle Personen, die ehemals für die notwendige Orientierung sorgten, mit ebenso großer Geschwindigkeit. Sie kennen sich nicht aus in Internet und Cyberspace. Und weil kein Mensch mehr auf dem laufenden ist, laufen so viele zum Lernen und zur Beratung. Bildung und Beratung sind immer dann gesuchte Leistungen, wenn sich Sinnstrukturen verflüchtigen.

Einige Beispiele: Es verfällt die große Sinnstruktur Beruf. Der Berufswechsel, nicht mehr der Lebensberuf, ist heute der Normalfall. Zwar kann man ohne Berufsabschluß nichts mehr werden, aber mit Berufsabschluß ist man auch kaum mehr etwas. Ebenso ist der Fortschritt eine jener großen Erzählungen, die zunehmend weniger Sinn produzieren. Die Regierungen, die Gewerkschaften, die Wirtschaftsverbände, die Eltern und Vorgesetzten – kurz: alle Sinngebungsinstanzen – haben mit sichtbarer Altersschwäche zu kämpfen. Kaiser und Könige sind daher bis auf ei-

nen folkloristisch ausbeutbaren Rest ausgestorben. Den offensichtlichen Niedergang kaiserlicher Amtsausübung kann man in Bayern erleben. Der dortige Kaiser, ein pensionierter Libero, leitet einen bekannten Fußballklub. Im Internet jedoch hat auch er nichts zu vermelden.

Bildung und Beratung sind damit unsere letzte Hoffnung, wenn wir erkennen, daß es so, wie es ist, nicht mehr weitergeht. Sie werden in Situationen, in denen „Sinn und Unsinn innig geknetet beieinander liegen“ (Kleist), zum Sinnersatz. Sie machen wieder neuen Sinn zugänglich, aber meist nur kurzfristig. Denn letztlich können Beratung und Lernen auch nur darauf aufmerksam machen, daß der Sinn der verschärften Moderne darin besteht, permanent nach dem Sinn zu suchen.

So zum Beispiel für die unser Leben so entlastenden neuen Technologien. Was wird uns unter permanentem Zeit- und Lerndruck stehenden Kunden nicht alles angeboten: Mobiltelefone, Faxgeräte, Internetanschluß, Computer aller Art. Wenn wir diese entlastende Technik angeschafft haben, merken wir nach kurzer Zeit, daß wir uns von dieser Form der Entlastung eigentlich gern wieder entlasten würden. Also „daten wir up“, was aber zumindest eine minimale Orientierung im Dschungel der Angebote erforderlich macht. Am besten läßt man sich beraten – was ohne zusätzlichen Zeitaufwand nicht zu schaffen ist.

Hat man dann endlich Orientierung gefunden und eine Kaufentscheidung getroffen, steht die zeitintensive Anstrengung an, sich selbst „upzudaten“ – zu deutsch: Man muß sich ans Lernen machen. Lernt man dann etwas, merkt man sehr schnell, daß man noch mehr lernen müßte, denn andere, mit denen man all das Neue lernt, wissen immer mehr, als man selbst gerade weiß. Ein Ende des Lernens ist nicht in Sicht, denn wenn man schließlich seinen Weiterbildungskurs hinter sich hat, wurde die Technik, die ja der Anlaß des Lernprozesses war, bereits wieder revolutioniert. Es sieht so aus, als belaste uns heute nichts so sehr wie die überall offerierte technisch aufgerüstete Entlastung. Der Mensch ist nicht nur die Krone der Schöpfung, sondern auch die der Erschöpfung.

Dies gilt nicht nur für die sich immer rascher verändernde Technik. Auch die ungeheure Zunahme an Wissen produziert ein exponentielles Wachstum von Nichtwissen, von Ohnmacht und Unsicherheit, dem wir durch Lernen beizukommen versuchen. Sisyphos läßt grüßen. Speziell dann, wenn man erkennt, daß die Notwendigkeit des „Entlernens“ zunimmt. Denn die einmal gelernten, aber inzwischen veralteten Qualifikationen müssen ja auch entsorgt werden. Selbstverständlich durch Lernen – wie auch sonst? Das Lernergebnis hat also, wie bei verderblichen Lebensmitteln üblich, ein Verfallsdatum. Deshalb ist die Behauptung, wir befänden uns auf dem Weg in die Wissensgesellschaft nur die halbe Wahrheit. Wir sind auch auf dem Weg in eine Wissensverschleißgesellschaft. Unser Wissen nimmt nämlich nicht annähernd in dem Maß zu, wie unsere Unwissenheit steigt. Diesen Sachverhalt versuchen wir durch permanentes Lernen zu verschleiern, obgleich wir dabei doch immer wieder mit der Tatsache konfrontiert werden, daß wir durch Lernen

letztlich auch nicht klüger werden. Aus der Lerngeschichte kann man also lernen, daß der Mensch nicht allzuviel gelernt hat. Wenn man das gelernt hat, kann man weiter lernen. Und um dies zu tun: ein Blick auf das, was es unter den hochdynamischen Verhältnissen der Postmoderne zu lernen gilt.

Zukunftskompetenzen

Die wichtigste „Metakompetenz“ ist es, immer wieder neu lernen zu können und Neues lernen zu wollen. Oder anders ausgedrückt: Die zentrale „Metakompetenz“ ist die Freiheit, sich als lern- und beratungsbedürftig zu definieren sowie Lern- und Beratungsangebote annehmen zu können. Lern- und Beratungsbereitschaft und Lern- und Beratungsfähigkeit werden damit zu den zentralen postmodernen Universalzumutungen. Es zeichnen sich vier Kompetenzbereiche für die Bewältigung der zukünftigen Anforderungen ab: Pluralitätskompetenz, sozial-kommunikative Kompetenz, Übergangskompetenz und Balancekompetenz.

Pluralitätskompetenz meint die Fähigkeit, die produktiven Seiten von Unterschieden erkennen, ertragen und nutzen zu können. Diesbezüglich sind Fähigkeiten zu entwickeln, den Alltag und die Arbeitsprozesse aus unterschiedlichen Perspektiven wahrzunehmen und zu deuten. Dazu gehört der produktive Umgang mit nichtstandardisierten und nichtstandardisierbaren Situationen der Lebens- und der Arbeitsgestaltung. Dazu zählt dann auch die Entwicklung von Potentialen, Stabilität in instabilen Situationen und Verhältnissen herzustellen, um hierdurch mit hohen inneren und äußeren Unsicherheitsniveaus umgehen zu können. Die gelingende Verzahnung vielfältiger Anregungen und Perspektiven, die Gleichzeitigkeit von Distanz und Engagement, von Beobachten und Tun in produktiver Verschränkung, machen das aus, was mit „Pluralitätskompetenz“ gemeint ist. Die Tendenzen zur Entgrenzung sozialer und gesellschaftlicher Strukturen (z.B. Arbeit und Freizeit, Anwesenheit und Abwesenheit, Öffentlichkeit und Privatheit) verlangen dies.

Sozial-kommunikative Kompetenz benennt Fähigkeiten zur Initiierung, zur Entwicklung, zur Begleitung, zur Steuerung und zum erfolgreichen Abschließen von sozialen Prozessen, so beispielsweise von Projekten, von Teamarbeiten und von Gemeinschaften auf Zeit und immer öfters auch von Liebesbeziehungen. Situative und soziale Verhandlungs-, Anpassungs- und Problemlösungsaktivitäten gehören in dieser Sicht zu den wichtigsten Steuerungs- und Gestaltungsfähigkeiten. Um sich in der zunehmenden Offenheit und Komplexität sozialer Dynamiken zurechtfinden und diese mitgestalten zu können, schließen die sozial-kommunikativen Kompetenzen einen hohen Anteil methodischer Fähigkeiten ein. Diese sollen dazu dienen, soziale Systeme flexibel zu machen und elastisch zu halten. Auch die Fähigkeit gehört hierzu, sich ein realistisches Bild von den je eigenen Möglichkeiten und Grenzen im Rahmen der Gestaltung und der Mitwirkung bei sozialen Abläufen zu machen. Der

Bildungsmarkt bietet inzwischen ein sehr breites Spektrum solcher „Zusatzqualifikationen“ im Bereich Gestaltung, Beratung und Steuerung sozialer Prozesse an.

Übergangskompetenz bezeichnet die Fähigkeit, die immer häufigeren Übergänge in der Arbeitswelt und im Privatleben konstruktiv zu gestalten. Es geht darum, berufsbiographische, tätigkeitsbedingte, qualifikatorische, soziale und interkulturelle Übergänge so zu steuern, daß sinnvoll mit Vergangenen abgeschlossen werden kann, daß Unsicherheiten in der Übergangssituation identifiziert, benannt und bearbeitet werden können und daß auf dieser Grundlage neue Anfänge möglich werden. Die zu bewältigenden Übergänge sind im globalen Wettbewerb immer häufiger auch solche, die traditionelle Grenzen zwischen Systemen, Kulturen, Denktraditionen und Mentalitäten überschreiten und kombinieren. Übergänge sind Zwischenphasen, die gleichzeitig trennen und verbinden, in räumlicher und zeitlicher Hinsicht. Diese kommen in einer Mobilitäts- und Flexibilitätsgesellschaft sehr häufig vor, so daß deren produktive Gestaltung auch immer notwendiger wird, sowohl individuell als auch sozial und auch gesellschaftlich.

Balancekompetenz bezeichnet die Fähigkeit, Erwartungssicherheit unter Bedingungen von Unsicherheit von steter Veränderung und schwindender Transparenz herzustellen. Mit Hilfe dieser Kompetenz wird die Flüchtigkeit des Lebens, speziell die des Arbeitslebens, ertragbar. Nur so kann der rasche Wandel produktiv werden bzw. produktiv bleiben. Über die Balancekompetenz lassen sich beispielsweise die eigene Biographie und die eigenen Karriereerwartungen mit den Modernisierungstendenzen der Umwelt in Einklang bringen. Als Medien für solche selbstorganisierte Stabilität in Veränderungsprozessen bieten sich insbesondere Lernen und Beratung an. Sie ersetzen weitgehend den Beruf, der ehemals das zentrale stabilisierende Element in unserer Gesellschaft war. Der Beruf wird heute den aktuellen Anforderungen nach Entgrenzung, nach Auflösung von Gewohnheiten, also nach mehr Flexibilität, nicht mehr gerecht. Eine offene und eine auf steten Wandel, auf Entwicklung und Innovation hin orientierte Welt, macht die Fähigkeit, Balancen jeweils neu und situativ herzustellen, unverzichtbar. Mit sogenannten „Life-balance-Konzepten“, die zur Zeit aus dem angelsächsischen Bereich auch nach Deutschland wandern, wird darauf reagiert.

Dies sind die wichtigsten Kompetenzen, die die Bevölkerung der Industrienationen heute bereits benötigt, und die in der auf uns zukommenden Gegenwart, die wir ja üblicherweise „Zukunft“ nennen, noch unverzichtbarer werden.

Zum Abschluß soll noch einmal an die Analyse angeknüpft werden, die unter der Überschrift „Vom Beten zum Lernen“ stand. Dabei sei die These gewagt, daß dieser längere Weg keiner aufsteigenden Linie eines zunehmenden Fortschritts gleicht, sondern eher einem Kreis, der ja dort wieder ankommt, von wo er seinen Ausgang nahm. Das entspräche auch der Gestalt unserer irdischen Welt, in der die Globalisierung notwendigerweise nichts anderes sein kann als ein großer Umweg zu sich selbst.

Vom Beten zum Lernen und zurück

Es mehren sich die Zeichen, daß wir Dauerlerner eine Rückfahrkarte gekauft haben, als wir uns auf die Reise vom Beten zum Lernen machten. War die Weltsicht in der Vormoderne in religiöse Vorstellungen eingebunden und durch kirchliche Rituale und Feste zeitlich strukturiert, so ist das Leben eines Großteils unserer Bevölkerung heute in der Postmoderne an einer Vorstellungswelt orientiert, die durch die unterschiedlichen Lernphasen und Lernmöglichkeiten bestimmt wird. Das Lernen und die Beratung übernehmen die ehemals von der kirchlichen Liturgie gestalteten Ritualisierungen des Alltagslebens und des Lebenslaufs. Sie haben die Nachfolge der Offenbarungsreligionen angetreten. Der spätmoderne Mensch nutzt das Lernen als Religionsersatz und die Wissenschaft als Substitut für die kirchliche Anbindung. Aber im Gegensatz zum vormodernen Beten vermag das Lernen nicht mehr zur Gewißheit zu führen, im Jenseits einen festen Platz zu finden und im Diesseits erst recht nicht. Das macht alle irgendwie heimat- und ratlos und erhöht daher den Andrang bei den Beratungs- und Lernangeboten. Sie geben den Teilnehmern zumindest die sichere Erkenntnis, daß es ohne Lernen mit ihnen in der Wirtschaft und in der Gesellschaft nicht weitergeht.

Auch wenn im Alltag die Prinzipien und die Werte des christlichen Weltbildes sowie die der christlichen Botschaft und die der theologischen Vernunft immer mehr an Einfluß verlieren, kann man bei genauerem Hinsehen jedoch nicht von einer Reduktion religiösen bzw. quasi religiösen Verhaltens sprechen.

Die Heiligen, die in dieser modernisierten Moderne angebetet werden, stehen nicht mehr im Kalender, und ihre Gebeine liegen auch nicht in prunkvoll ausgestatteten Truhen in den Seitenkapellen der Kathedralen. Die Heiligen sind abstrakter geworden. Sie heißen heute Flexibilität, Mobilität und Globalisierung. Deren Anbetung geschieht durch Formen des Lernens und des Managens, und dies rund um die Uhr. So ist es nur konsequent, daß viele Führungskräfte und noch mehr jene, die es werden wollen, ihre schwergewichtigen Zeitplansysteme, in denen sie ihr hektisches Leben glauben auf die Reihe gebracht zu haben, wie Monstranzen vor sich hertragen. Hingegen wurde Gott – modernisierungsbedingt – in eine Seniorenresidenz (so heißen die Altersheime heute) abgeschoben. Er wird nicht mehr gebraucht, da die Menschen sich selbst zu engelsgleichen Wesen gemacht haben. Den Gesetzen der Schwerkraft unterliegen sie nicht mehr im Internet und im Cyberspace, und die Grenzen von Raum und Zeit überwinden sie so mühelos, wie sich das ihre christlich geprägtem Vorfahren nur bei den Engeln vorstellen konnten.

Die Technologie und dabei speziell das Telelearning werden heutzutage zu Vollstreckern der Theologie. Wir kennen keinen Ort mehr, nur noch Raum, wir kennen keine Jahreszeiten und keine Zeitzonen mehr, nur mehr Tempo: alles zu jeder Zeit, immer, überall und sofort. Scheinbar sind wir im Paradies gelandet. Nur – und das macht doch den gravierenden Unterschied zum wirklichen Paradies aus –: Alle

müssen lernen, die vielen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten auch zu erwerben und zu nutzen. Die Menschen sind dazu verurteilt, sich Paradieskompetenzen zu erarbeiten. Und zusätzlich sind sie gezwungen, diese täglich und demnächst wohl stündlich zu erneuern. Das Paradies macht also viel Arbeit, und so ganz zeitlos ist es anscheinend auch nicht! Vielleicht aber handelt es sich bei dem Weg von der Arbeit in die Dienstleistungsgesellschaft doch nur um eine paradiesische Hölle, oder etwas volkstümlicher formuliert: um einen Weg vom Regen in die Traufe.

Eine jüngst erschienene Empfehlung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung liefert diesbezüglich einige Indizien:

Dort plädiert man für die „Erschließung von Warteräumen, Zugabteilen und Sonderzügen als Lernorte sowie den Ausbau von Lerngelegenheiten bei realen und virtuellen Studienreisen, zusätzlich noch den flexiblen Einsatz von Lernbussen und Technologiebussen, die Einrichtung von Bildungsparks, Wissenschaftsparks und das Anlegen von Bildungsrouten für Wochenendtouren“.

Dies alles soll zu einer „bürgerlich-solidarischen Lernbewegung“ führen. Das nun ist ein eindeutiger Beleg: „Lernen“ heißt heute der beliebteste und der am meisten akzeptierte Glaube! Die Lerngelegenheiten ersetzen die Brückenheiligen und all die ehemals zur Kontemplation einladenden Kapellen am Wegesrand. Niemals zuvor hat man so intensiv an die Macht des Lernens geglaubt. Denn traditionelle Gesellschaften stabilisierten sich durch den Glauben an Mythen und an religiöse Erzählungen; moderne, speziell aber nachmoderne Gesellschaften berufen sich rituell auf den durchs Lernen zu befördernden Fortschritt. Dieser aber ist nicht nur an die Stelle der Mythen getreten, er ist selbst zu einem Mythos geworden. Der Glaube hat also, entgegen anderslautenden Analysen und Interpretationen, nicht abgenommen. Er wurde auch nicht durchs Lernen ersetzt. Vielmehr glauben immer mehr ans Lernen, und dieser Glaube soll mit fleißiger Unterstützung des Bundesbildungsministeriums zu einer Bürgerbewegung werden – kaum zu glauben! Das hat die Menschheit nun davon, daß sie sich von der sie umgebenden Natur – sowie von Gott und der Kirche – „emanzipiert“ hat! So bringt das Lernen etwas von jener Transzendenz in das Leben zurück, von der viele doch meinten, sie könnten auf diese verzichten.